

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Es geschieht an einer Autobahnmautstelle: Knall auf Fall lässt Josef Abendrot seine Frau Helene zurück und macht sich davon. Das gibt es doch gar nicht, denkt Helene, so was passiert doch nicht jemandem wie ihr! Doch dann verkündet Josef per Mail, er bräuchte eine Eheauszeit. Helene ist geschockt. Und bald findet sie heraus, dass Josef seine Auszeit nutzt, um eine Affäre mit seiner Assistenzärztin Nathalie zu genießen. So nicht, findet Helene, nachdem sie den ersten Schrecken überstanden hat. Jetzt wagt sie alleine neue Wege: sie bricht auf in die Provence und Toskana, lernt neue Leute kennen und tut Dinge, die sie selbst von sich nie gedacht hätte. Helenes Welt wird ziemlich aufregend und ihre Ehe auf eine harte, aber höchst inspirierende Probe gestellt. Als Josef, vom Schicksal leicht zerrupft, wieder um ihre Gunst wirbt, fragt sich Helene, ob sie die Liebe in der Ehe neu entdecken kann – und will.

Alexandra Holenstein lebt im Tessin, nahe dem Lago Maggiore. Wie in ihrem ersten Roman »Das Heinrich-Problem« schaut sie in »Auszeit bei den Abendrots« humorvoll auf Beziehungen. Die ein oder andere Romanfigur ist ihr in ihrem Leben schon über den Weg gelaufen.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Alexandra Holenstein

Auszeit
bei den
Abendrots

ROMAN

FISCHER Taschenbuch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Juni 2020

© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-596-70020-2

I

FÜR EINEN MOMENT dachte ich, es wäre Josef.

»La posso aiutare? Can I help you?«, fragte der junge Mann, der sich dem Wagen vom Heck her genähert hatte.

Doch Josef hatte weder eine so klangvolle Stimme, noch sprachen wir Italienisch oder Englisch miteinander. Wie es aussah, gab es gerade überhaupt keine uns verbindende Sprache.

»No, grazie. Va tutto bene.« So unauffällig wie möglich schob ich meine Tasche mit dem linken Fuß unter den Beifahrersitz.

Nichts war in Ordnung, aber was hätte ich sagen sollen? *Mein Mann hat mich hier sitzen lassen. Keine Ahnung, was ich jetzt tun soll.*

Nach einem Moment des Zögerns hob er grüßend die Hand und ging. Im Rückspiegel sah ich, wie er in einer der Zahlstellenkabinen verschwand.

Seit einer Stunde – vielleicht weniger, vielleicht mehr – saß ich auf dem Beifahrersitz unseres Passat und harrete der Dinge, die nicht kamen: der Rückkehr von Josef, eines Anrufs, einer Erklärung, einer Eingebung.

Zurückgelassene Fracht am Rande einer kleinen, wenig frequentierten Autobahnmautstelle. Bei 29 Grad im Schatten, die Sonne im Zenit. Sechzig Kilometer südöstlich von Mailand.

Es bedurfte nicht viel Vorstellungskraft, mich mit den Augen des jungen Mannes zu sehen: Eine Frau mittleren Alters im Sommerkleid, dessen dünner Stoff wie Frischhaltefolie auf ihrer Haut klebte.

Eine Frau am Rande jener nebligen Altersgruppe, in der die Weiblichkeit von grau-weißen Schwaden verhüllt wurde.

Eine, die ihre Wasserflasche an sich gepresst hielt wie eine Vierjährige ihren Teddybären.

Eine, die an einem Ort allein in einem Auto saß, an dem niemand haltmachte, wenn er nicht unbedingt musste.

Ich klappte die Sonnenblende nach unten, schaute in den kleinen Kosmetikspiegel und erschrak: verstörter Blick, verwischte Wimperntusche, Haarsträhnen, die wie nasse Schnüre ins gerötete Gesicht hingen.

Situationen, in denen es mir völlig egal war, wie ich aussah, hatte es in den, sagen wir mal, letzten dreißig meiner achtundvierzig Lebensjahre nicht viele gegeben. Und so kramte ich denn aus meiner Handtasche ein Päckchen Papiertaschentücher hervor, tupfte mir Stirn und Nase trocken, rieb die Wimperntusche weg und trug ein wenig Lippenstift auf. Was meine schweißnasse Haut betraf, würde nur die kühle Luft der Klimaanlage etwas ausrichten können, und dazu musste ich endlich das tun, zu dem ich mich bisher nicht hatte durchringen können: auf den Fahrersitz rutschen, den Motor starten und auf die Autobahn zurückfahren.

Auch würde ich der besserwisserischen Daniela das Wort verbieten. Ihre so selbstsicher hervorgebrachten Richtungsweisungen konnten mir gestohlen bleiben. Früher hatten wir es auch ohne Navigationssystem geschafft. Den Parkplatz am Porto Marghera zu finden, konnte schließlich keine Hexerei sein.

MAILANDS AUTOBAHNUMFAHRUNG hatte es in sich. Entscheidungen für den richtigen Abzweiger mussten im Nu gefällt und Fahrbahnen rechtzeitig gewechselt werden. Zauderer wurden entweder mit einer unfreiwilligen Sightseeing-Tour mitten durch die Stadt oder einer folgenschweren Irrfahrt in eine gänzlich andere Fahrtrichtung bestraft.

Josef begegnete dieser Herausforderung seit Jahren gelassen mit Danielas Hilfe. Das war die Dame, der er gestattete, ihm Anweisungen zu geben. Dies tat sie gleichbleibend freundlich, klar und sachlich. Qualitäten, die mir angeblich abgingen. Dabei hatte Josef meine vorzüglichen Kartenlesefähigkeiten in Vor-Navi-Zeiten durchaus zu schätzen gewusst. Nun saß ich zwar immer noch mit der Straßenkarte auf dem Schoß auf dem Beifahrersitz, war aber in Sachen Richtungsangaben zur Komparsin degradiert worden, was zu einem nicht versiegenden Quell immer neuer Zankereien zwischen mir und meinem Mann geworden war. Ich war so gut wie Daniela, manchmal sogar besser. Warum nur wollte Josef das nicht einsehen?

Und genau damit hatte die ganze Misere begonnen.

Halb links hatte sie angeordnet. *Halb rechts* ich. Oder umgekehrt, so genau konnte ich mich nicht mehr erinnern, denn es musste schnell gehen.

Jedenfalls war die von Josef gewählte Abzweigung nicht die richtige. Statt nach Venedig fuhren wir Richtung Bologna. Für mich lag die Schuld bei Daniela, für Josef – wie konnte es anders sein – bei mir.

»Warum musstest du dazwischenfunken?«, fragte Josef. Eine Antwort wollte er nicht. Was ich zu dem Zeitpunkt noch nicht

wusste: Es waren seine letzten Worte an mich. Für längere Zeit.

»Wir können bei Piacenza nordöstlich hochfahren. Dann kommen wir auf die *Serenissima*.«

Josef schwieg.

»So schlimm ist das nicht. Mehr als eine Stunde verlieren wir auf keinen Fall.«

Er blieb stumm.

Grollend schaute ich aus dem Seitenfenster auf die an uns vorbeigleitende Po-Ebene. Auch ich konnte schweigen.

Nein, so entschied ich erneut, ich würde Josef keines Blickes mehr würdigen. Mit der Beharrlichkeit eines nach Beute spähernden Mäusebussards richtete ich mein Auge auf alles, was zu meiner Rechten lag. Zum Beispiel auf die Strohballen, die wie in Stücke geschnittene Riesenzigaretten in wahlloser Anordnung auf den bereits abgeernteten Feldern und Wiesen herumlagen. Oder auf Gehöfte vergangener Tage, zerfallen und verlassen. Bei einem wuchs sogar ein Baum durch alle Stockwerke. Mir fiel ein Film ein, den wir vor langer Zeit mal gesehen hatten. Josef und ich. Irgendetwas mit Holzschuhen und dem ärmlichen Leben der lombardischen Bauern Ende des vorletzten Jahrhunderts. Wie hieß der doch gleich? »Josef, wie ...« Gerade noch rechtzeitig erinnerte ich mich daran, dass ich mir vorgenommen hatte, meinen zu Eis gefrorenen Ehemann mit der gleichen Nichtachtung zu bestrafen, die er mir entgegenbrachte. Und so blieb es bei dem Satzfragment, das wie ein unangenehmer Geruch im Wageninneren schwaderte. Ein Geruch, mit dem niemand etwas zu tun haben wollte.

Josef blieb regungslos.

Casalpusterlengo stand auf einem Ortsschild.

Was für ein ulkiger Name, wie von kauderwelschenden Kindern erfunden. Ich suchte auf der Straßenkarte danach.

»Noch achtzehn Kilometer, dann müssen wir abzweigen«, teilte ich Josef mit. Laut und deutlich, wie die keine Widerrede duldende Navigations-Daniela. Dass ich damit mein Schweigegelübde brach, war der übergeordneten Wichtigkeit der Mitteilung geschuldet.

Aber auch dazu sagte Josef nichts. Stattdessen klaubte er ein Pfefferminzbonbon aus der Schachtel in der Mittelkonsole und schob es sich in den Mund. Es war das zwölfte auf dieser Fahrt. Ich hatte mitgezählt.

Casalpusterlengo, Casalpusterlengo, Casalpusterlengo. Das sollte ab sofort mein Mantra sein. Der Klangkörper, mit dem ich meinen Geist beruhigen, mich fokussieren konnte. Ganz so wie es meine Freundin Adrienne mir unlängst für kritische Situationen empfohlen hatte. Zwei Minuten, so hatte ich schon bemessen, würde es dauern, bis Josef das Bonbon mit saugenden Lutschgeräuschen bearbeitet, reduziert und schließlich mit drei heftigen Knackern zerbissen hatte. Ich würde mich beherrschen und die unliebsamen Geräusche nicht kommentieren. Wie ein entspannter Guru konnte ich weltliche Störungen von mir fernhalten.

Casalpusterlengo, Casalpusterlengo.

»Warum hörst du nicht endlich auf damit? Dieses Geschmatze geht mir auf die Nerven.«

Auf den Guru in mir, der sich mit unerwartet giftigem Ton zu Wort meldete, war leider kein Verlass. Oder lag es am Mantra?

Josef nahm die Augen von der Fahrbahn und sah mich flüchtig an. Flüchtig und kühl.

Er trug neuerdings einen Dreitagebart, mit dem er entfernt einer leicht angesilberten Ausgabe von David Beckham glich.

»Bald kommt ein Abzweiger, Richtung Gardasee«, verkündete ich, nun wieder mit beschwingtem Ton, als hätte jemand per Knopfdruck das Programm gewechselt und als handelte es sich bei einem Abzweiger um eine spaßige Kapriole, die wir uns unbedingt gönnen sollten. Ein zugegebenermaßen hilfloser Versuch, den bissigen Gaul wieder einzufangen, den ich so fahrlässig freigelassen hatte.

Aber Josef tat mir nicht den Gefallen, etwas Entgegenkommendes zu sagen oder wie in früheren Zeiten seine rechte Hand auf mein linkes Knie zu legen. Wortloses Zeichen dafür, dass wir trotz allem Verbündete waren, denen ein kleiner Zwist nichts anhaben konnte. Stattdessen betätigte er den Blinker und lenkte den Wagen auf die Ausfahrtspur.

»Doch nicht hier, Josef«, rief ich erschrocken. »Das war zu früh. Jetzt sind wir wieder falsch.« Aber Josef schob unbeirrt die Karte in den Automaten der Mautstation. Vor uns tat sich die Barriere auf.

Gleich darauf fuhr er rechts ran. War ihm nicht gut? Ein Notfall?

»Josef, was ist los?«

Er stieg aus dem Auto, öffnete die Heckklappe und zerrte etwas aus dem Kofferraum. Seine Reisetasche, wie ich wenig später sehen konnte.

»Josef, was soll das? Ist das wegen der falschen Richtung? Oder wegen der Bonbons? Habe ich dich gekränkt? Das täte mir leid. Darüber können wir doch reden!« Auch ich war ausgestiegen und stützte mich auf den oberen Rand der Beifahrertür.

Die letzten zwei Sätze prallten an Josefs Rücken ab. Die Reisetasche in einer Hand, die Jacke – im letzten Moment noch von

der Rückbank geangelt – unter den Arm geklemmt, lief er auf der rechten Straßenseite davon. Ein Lastwagen fuhr gefährlich dicht an ihm vorbei. Ein Lieferwagen hupte. Das war keine Straße, auf der man zu Fuß ging.

»Josef. Josef!« Ich stampfte mit dem Fuß auf, was man mit fünf Zentimeter hohen Absätzen nicht tun sollte.

»Jooosef, komm zurück!« Meine Stimme überschlug sich.

Gleich, gleich würde er umkehren. *Alles nur ein Scherz*, würde er sagen, sobald er wieder am Auto war. Oder: *Die Lektion hast du dir verdient*. Mit diesem schiefen Lächeln, das ich nicht mochte, weil es gar nicht nett gemeint war.

Ich würde großmütig sein und gnädig nicken. Ja, das würde ich.

Aber er kehrte nicht um, sondern stieg über die Leitplanke, überquerte eine verdorrte Wiese und wurde schließlich von den Silhouetten zweier Lagerhallen verschluckt.

3

EIN VORÜBERGEHENDER ZUSTAND geistiger Verwirrung? Ein emotionaler Ausbruch mit unbedachten Folgen? Ich kannte Josef nur als vernunftgeleiteten Menschen. Natürlich konnte er ärgerlich werden. Wer wusste das besser als ich? Aber zu irrationalen Handlungen oder impulsiven Entscheidungen neigte er nicht. Mich an einer Mautstation stehen zu lassen wie einen ausrangierten Regenschirm, das war doch nicht mein Josef.

Trotz allem hatte er mir aber das Auto gelassen, was mein Schicksal von dem eines Regenschirms unterschied. Mit jedem

zurückgelegten Kilometer, nun endlich auf der *Serenissima* und mit dem stetig näher rückenden Venedig als Stätte der Zuflucht vor Augen, beruhigte ich mich ein wenig. Wahrscheinlich hatte Josef unweit der Zahlstelle ein Taxi zum nächsten Bahnhof – Piacenza? – genommen und sich per Zug auf den Weg nach Venedig gemacht. Dort würde er auf mich warten. Zwar fiel mir partout kein Grund für solch ein unsinniges Tun ein, aber so wie ich mich gerade an das Lenkrad des Passat klammerte, hielt ich mich mit trotziger Beharrlichkeit an jedem noch so dürftigen Erklärungs-Hälmschen fest.

Sollte ich Rüdiger und Susanne anrufen? Die beiden erwarteten uns in der Ferienwohnung im Stadtteil Castello, unserem Domizil während der kommenden zehn Tage.

Immerhin konnte ich damit rechnen, die beiden telefonisch zu erreichen, was mir bei Josef seit seiner Houdini-Verschwinde-Nummer nicht gelungen war.

Mit gleichbleibend distanzierter Freundlichkeit hatte mir die Mobilbox-Dame mitgeteilt, dass der Teilnehmer vorübergehend nicht erreichbar sei. Ihr großzügiges Angebot, nach dem Ton doch eine Nachricht zu hinterlassen, hatte ich genutzt. Und wie! *Melde dich, Josef!*, war die erste und salonfähigste meiner Mitteilungen gewesen. An die letzte der vielleicht fünfzehn konnte und wollte ich mich nicht mehr erinnern.

Nein, ich würde nicht mit Rüdiger und Susanne telefonieren. Schau einfach, was dich in Venedig erwartet, sagte der kluge Guru in mir, der mich hin und wieder zur Ruhe anhielt und dann unversehens verschwand, wenn ich ihn dringend brauchte.

Penetrantes Lichthupen hinter mir zwang mich sowohl zum Fahrbahnwechsel wie auch dazu, mich nun wirklich ausschließlich auf den Verkehr zu konzentrieren.

Der Schimmer von Zuversicht, alles könne sich auf wunder-
same Weise aufklären, verblasste bereits wieder. Was, wenn Jo-
sef nicht in Venedig einträfe? Vielleicht sollte ich schon jetzt mit
der Polizei Kontakt aufnehmen. Aber was könnte ich sagen?
Und in welcher Sprache?

Mein Mann ist verschwunden. Mitsamt seinem Gepäck.

Cara signora, würden die Carabinieri antworten und dabei
vermutlich feixen. *Ihr Mann hatte eben anderes vor. Vielleicht
hat er Sie verlassen.*

Wieder wurde mir heiß, trotz des kühlen Luftstroms, der mir
aus den Belüftungsschlitzen entgegenblies.

Unsinn, schalt ich mich. Warum sollte er mich verlassen?
Und wenn überhaupt, dann täte er das nicht auf so eine Art und
Weise. Wir waren zivilisierte Leute. Wir sprachen miteinander,
beredeten unsere Probleme. Zumindest ich. *Ich* sprach.

Wie ein zu allem bereiter Ritter hielt ich mich und mein Ross
eisern in Zaum. Fahren, Helene, einfach fahren, sprach ich mir
selbst Mut zu. Auf der mittleren der drei Fahrbahnen auf dem
Weg nach Venedig.

Josef, um den ich mich gerade eben noch gesorgt hatte,
schickte ich in einem neuerlichen Anflug von Ärger zum Teufel,
oder meinetwegen auch in die Abgründe von Casalpusterlengo.

4

»WARUM BIST DU ihm nicht hinterhergefahren?« Rüdigers
Frage war berechtigt.

»Weiß auch nicht«, schniefte ich. Mit dem Nachlassen der

Anspannung hatten sich die längst überfälligen Tränen ihren Weg nach draußen gebahnt. »Schockstarre oder irgendetwas in der Art.« Als hätte ich mich das nicht auch schon gefragt.

»Du bist doch sonst nicht so.« Rüdiger schüttelte den Kopf.

Ich wusste nicht, was er mit *sonst* und *so* meinte. Für mich gab es in den letzten Jahrzehnten keine Situation, die in irgendeiner Weise mit Josefs Verschwinden vergleichbar gewesen wäre.

»Außerdem hab ich zuerst gedacht, er kommt wieder zurück«, schob ich nach, wie ein trotziges Schulkind.

»Der ist verrückt geworden«, schaltete sich Susanne ein. Wie war denn das gemeint? Auch wenn sie vielleicht recht hatte, trug die Vorstellung von Josefs plötzlicher Geistesstörung nicht unbedingt zu meiner Beruhigung bei. Wer wollte schon einen verrückten Mann?

Ich nippte am Prosecco *Superiore Valdobbiadene*, den Rüdiger eilig geöffnet hatte, nachdem ich mich, bepackt mit einem Koffer und zwei Taschen, verschwitzt, erschöpft und josef-los in den fünften und obersten Stock des Hauses in der Calle Erizzo geschleppt hatte.

Den hätten wir ohnehin zur Feier eurer Ankunft getrunken. Und jetzt erst recht, hatte Rüdiger gesagt und das perlende Getränk in drei Gläser gegossen, nachdem ich einen Kurzbericht über das Geschehene gegeben hatte.

Krisensituationen verlangten nach Heilmitteln der hochwertigen Sorte. Da ließ Rüdiger nichts anderes gelten. Ein Glas Prosecco hatte ich bereits in einem Zug in mich reingekippt.

»Soeinfiesertyp.« Das plötzliche Hyänengeheule kam von mir.

Susanne und Rüdiger sahen mich erschrocken an.

»Versuch doch noch mal, ihn zu erreichen.« In Männermanier

begegnete Rüdiger meinem Ausbruch mit einem Ratschlag zum Handeln.

»Hab ich doch schon tausendmal gemacht.«

»Egal.« Rüdiger schob mein Telefon von der Mitte des Esstischs zu mir hin.

Folgsam griff ich danach und drückte erneut auf die Hörerikone.

Nach wiederholtem Rufzeichen war erneut das mir mittlerweile verhasste Organ der Mobilbox-Dame zu hören.

»Hat sich Josef in letzter Zeit seltsam verhalten? Stimmungsschwankungen? Affektive Störungen irgendwelcher Art?« Rüdiger blieb die Stimme der Vernunft und sachlichen Überlegung. Nebenbei begann er, sorgfältig Basilikumblätter vom Stiel eines Zweiges zu zupfen und zusammen mit frischen Knoblauchzehen und Pinienkernen in den Marmormörser zu befördern, den er zusammen mit seinem sechsteiligen Messerset von zu Hause mit in unsere Ferienwohnung gebracht hatte. Darin kam, wie ich wusste, seine Überzeugung zum Ausdruck, dass man in keiner Lebenssituation auf ein gutes Essen verzichten sollte.

Dass wir uns bereits das zweite Mal in vier Jahren zu gemeinsamen Ferientagen in Venedig entschlossen hatten, war auf Rüdigers ansteckende Begeisterung für das italienische Lebensgefühl zurückzuführen. Auf sein Drängen hin sollten wir dieses Jahr die Lagunenstadt in den letzten Juni- und ersten Julitagen *erspüren*, auch wenn man uns vor der schwülen Hitze gewarnt hatte, welche die Stadt spätestens ab Juli in ein Dampfbad verwandeln konnte. *La vera italianità* nannte Rüdiger das.

»Nein, Josef war eigentlich ganz ... normal«, beantwortete ich seine Frage. Dass ich kurz vor seinem Verschwinden sehr

unfreundlich gewesen war, verschwieg ich genauso wie die Tatsache, dass wir uns öfter mal stritten und keine Turteltäubchen waren wie er und seine Frau.

»Tja, da hilft nur ein gutes Abendessen.« Rüdiger setzte sich zu Susanne und mir an den Tisch und bearbeitete die Zutaten im Mörser rigoros mit dem Stößel.

Obwohl mir die Überleitung etwas willkürlich und auch nicht besonders einleuchtend vorkam, fügte ich mich. Das war nun mal Rüdigers Haltung zum Leben.

»Probier mal die Oliven, Helene! *Taggiasche*. Entsteint und nur in Salzlake eingelegt. Das bewahrt den typischen Eigengeschmack.«

Mir stand nicht der Sinn nach Oliven, nach keiner Sorte.

Susanne sprang für mich in die Bresche und schob sich gleich zwei hintereinander in den Mund. Nur wenig konnte Rüdiger unglücklicher machen als die mangelnde Würdigung seiner kulinarischen Kreationen und der von ihm mit Bedacht zusammengestellten Leckereien.

»Wenn er doch nur was gesagt hätte, bevor er sich davongemacht hat, dann wüssten wir jetzt mehr.« Susanne kaute mit gekräuselter Stirn vor sich hin.

Dem ließ sich nichts entgegensetzen. Susanne war Meisterin im Hervorheben von Offenkundigem.

Nichtsdestotrotz hatte ich mich inzwischen ein wenig beruhigt und schnäuzte mir lautstark die Nase. Dann schwiegen wir ein paar Minuten lang. Nur das reibende Geräusch des Stößels untermalte unsere Gedanken.

»Man *muss* die Zutaten einfach mörsern. Bloß kein Mixer. Der zerstört das Aroma«, gab Rüdiger schließlich zum Besten, auch wenn niemand ihn um eine Erläuterung gebeten hatte.

Wie wenig Rüdiger und Susanne doch letztlich, trotz ihrer freundschaftlichen Bekundung der Anteilnahme, von der Ungeheuerlichkeit berührt waren, die mir widerfahren war. Nicht dass ich es ihnen zum Vorwurf machte. Es war nun mal nicht ihr Schicksal, und vielleicht waren sie insgeheim auch einfach froh, dass sie nicht meine Probleme hatten. Womöglich wäre es mir an ihrer Stelle ähnlich ergangen.

Und so sagte ich nicht laut, wie wenig mich dieses Pesto gerade interessierte und dass er die Basilikum-Knoblauch-Mischung meinerwegen mit einer Motorsense zerhackstücken konnte. Mein Mann hatte sich vor sechs Stunden wortlos davongemacht, war nicht erreichbar, meldete sich nicht. Ich hatte andere Sorgen.

Susanne und Rüdiger waren unsere Freunde. Nicht *dicke* Freunde, wenn man mal von der von Jahr zu Jahr zunehmenden Leibesfülle der beiden absah, aber doch mehr als nur Bekannte.

Seit Josef und ich nicht mehr im südwestdeutschen Freiburg lebten, sondern in Bern, sahen wir die beiden nicht mehr oft, hatten aber die Gewohnheit gelegentlicher gemeinsamer Ferienaufenthalte beibehalten.

Rüdiger, Arzt wie Josef, war Androloge mit eigener Praxis, während Josef seit acht Jahren leitender orthopädischer Chirurg an der Universitätsklinik der Schweizer Bundesstadt war.

Eigentlich beruhte die ganze Freundschaftsgeschichte auf der Verbindung der beiden Männer, die sich seit dem Studium kannten. Susanne, obwohl eine unbedarft nette Person, war mir als Freundin zu langweilig. Unsere Beziehung lebte von der Viererkonstellation, für deren Fortbestand ich Susannes Geschnatter langmütig hinnahm, was ich Josef gerne mal in Erinnerung rief, wenn dieser an meinem generösen Wesen zweifelte.

»Wollen wir nicht hoch auf die Altana gehen, anstatt hier am Esstisch zu sitzen?«, schlug Susanne vor. »Falls Josef klingelt, hören wir das allemal.«

Falls. Aber von allem, was Susanne bisher von sich gegeben hatte, konnte ich mich damit gerade am besten anfreunden.

Die Altana, wie man die hölzernen Dachterrassen in Venedig nannte, war die Attraktion der Wohnung. Sie gab einen wunderbaren Blick über die Dächer der Stadt frei.

Wir griffen nach den Gläsern und den Oliven und kletterten auf der Wendeltreppe vom Wohnraum aus nach oben. Rüdiger hatte dem Kühlschrank vorsichtshalber noch eine weitere Flasche Prosecco entnommen. Bis zum Abendessen – Artischocken-Carpaccio zur Vorspeise, Trofie mit Pesto als Hauptgang – sollten wir nicht auf dem Trockenen sitzen.

Vermutlich hofften wir alle noch, Josefs Eintreffen mit ein wenig Beharrlichkeit herbeiführen zu können.

Neben meinem eigenen Wechselbad aus Bangen und Wut konnten sich wohl auch Susanne und Rüdiger nicht recht vorstellen, wie die nächsten zehn Tage unter den gegebenen Umständen aussehen sollten.

Mit oder ohne Josef.